

Der Satz als Steuerungs- und Regelungssystem und die Bedingungen der Möglichkeit seines Verstehens

Von Helmut Gipper

Die sprachwissenschaftlichen Bemühungen, den Satzstrukturen natürlicher Sprachen mit möglichst exakten und nachvollziehbaren Deskriptionsverfahren beizukommen, sind bekanntlich in den letzten Jahren erheblich verstärkt worden. Besonders von strukturalistischer, generativer und inhaltbezogener Seite sind neue Wege aufgewiesen worden, wie die lautlich-formalen und die semantischen Komponenten einzelner Sätze und der ihnen zugrundeliegenden Baupläne erfaßt werden können. Neue Einsichten in Aufbau und Leistung der Satzgefüge konnten gewonnen werden. Die schärfere Unterscheidung von sog. Oberflächen- und Tiefenstrukturen hat dabei auf manche bisher übersehene Eigenheiten der sinnlich-wahrnehmbaren wie der geistig-verstehbaren Seite des Satzes und auf die eigentümliche Verbindung beider Ebenen aufmerksam gemacht. Ferner konnten neue Einsichten in das Funktionieren derjenigen Regeln gewonnen werden, die das Erzeugen und das Verstehen gegebener und neuer, nie gehörter Sätze ermöglichen. Sicher wird nicht alles, was auf diesen verschiedenen Gebieten erarbeitet wurde, bereits Anspruch auf allgemeine Gültigkeit verdienen, sicher sind einzelne Begriffe und Methoden auch noch nicht genügend geklärt, aber man darf doch sagen, daß sich nach den ersten Experimentierstadien Ergebnisse zeigen, die Bestand haben werden.

Hierzu gehört zweifellos die Einsicht, daß jede Sprache über eine begrenzte Anzahl von Satzbauplänen verfügt, welche als Muster für alle in aktueller Rede geäußerten Sätze dienen¹. Nur vor ihrem Hintergrund

¹ Die zahlreichen Veröffentlichungen auf diesem Gebiet sind aufgenommen in H. Gipper / H. Schwarz, Bibliographisches Handbuch zur Sprachinhaltsforschung, Köln/

sind auch die syntaktisch defizienten Äußerungen und „Redefetzen“ der gesprochenen, situationsentlasteten Alltagssprache zu verstehen. Allerdings darf bisher noch kein einziger Satzbauplan als ausreichend bestimmt gelten. Gegenwärtig geht es daher vor allem darum, in mühsamer Kleinarbeit zu prüfen, welche Kriterien für die Bestimmung der geltenden Baupläne relevant sind und wie man die ermittelten Modelle näher bestimmen und voneinander abgrenzen kann. Dazu wird es aber nötig sein, zunächst an einem konkreten Beispiel einmal möglichst alle Faktoren herauszupräparieren, die am Funktionieren jedes Satzes beteiligt sind.

Damit sind wir beim Ziele des vorliegenden Beitrags:

Er greift einen bereits von mehreren Seiten behandelten Satzbauplan auf, um das über ihn Gesagte weiterzuführen und um weitere Gesichtspunkte zu ergänzen, die mir für eine erschöpfende Beschreibung und damit für ein wissenschaftlich ausreichendes Verständnis der Zusammenhänge unentbehrlich zu sein scheinen. Dabei wird nicht der Anspruch erhoben, im Einzelnen völlig Neues zu bieten, vielmehr soll lediglich über Bekanntes in einer neuen Weise geredet werden, um so einige selbstverständliche Bedingungen sichtbar zu machen, ohne die kein Satz gesprochen oder verstanden werden kann. Weil dabei auch kein Anspruch auf Originalität erhoben wird, darf ich mich im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes der zeit- und platzraubenden Mühe entziehen, festzustellen, wo und wann ähnliche Gedanken bereits ausgesprochen sind. Wenn ich im folgenden kybernetische und dialektische Sehweisen einbeziehe, so ging der Anstoß dazu von zwei konkreten Anlässen aus. Ersten Anlaß bot meine Vorlesung „Sprache und Philosophie“ im Sommersemester 1966, in der ich u. a. Gedanken des Philosophen B. Liebrucks über das Wesen des Satzes zu interpretieren hatte². Dabei wurde ich auf die Logik Hegels verwiesen und stieß dort auf Stellen, die

Opladen 1962 ff. Zur Kennzeichnung dieses Phänomens sind verschiedene Termini vorgeschlagen worden (sentence types, sentence frames, Satz schemata, Haupttypen, Satzmodelle, Grundbilder, Grundformen usw.), wobei die einzelnen Autoren z.T. verschiedene Gesichtspunkte geltend machen. Vgl. hierzu W. Admoni, Der deutsche Sprachbau, Leningrad 1960, S. 212 ff., und H. Brinkmann, Die deutsche Sprache, Düsseldorf 1962, S. 510 ff.

² Es handelt sich hierbei besonders um das XII. Kapitel (Sprache als Zeichen) im Einleitungsband zu B. Liebrucks' sechsbändigem Werk „Sprache und Bewußtsein“, Frankfurt 1964 ff.

geradezu nach einer sprachwissenschaftlichen Auswertung verlangten. Den zweiten Anlaß gab eine Einladung der Gemeinschaft evangelischer Erzieher im Rheinland auf der 4. Sitzung ihres Anthropologischen Seminars in Düsseldorf, das dem Problem der pädagogischen Auswertbarkeit der Kybernetik gewidmet war³. Da ich dort über den sprachlichen Aspekt der Frage sprechen sollte, war eine nähere Beschäftigung mit der einschlägigen Fachliteratur nötig. Dabei wurde die Nähe kybernetischer und dialektischer Sehweisen deutlich. Es schien verlockend, den Satz einmal als ein Steuerungs- und Regelungssystem zu deuten und zugleich auch das generative Prinzip, welches dem Erzeugen und Verstehen sinnvoller Sätze zugrundeliegt, einzubeziehen: Das führte zu einer Neuinterpretation eines alten Beispielsatzes, die so viel Anklang fand, daß ich mich ermutigt sah, diesen Ansatz fortzuführen, zumal er auch für den Sprachunterricht fruchtbar gemacht werden kann. Ich weiß sehr wohl, daß die Nachrichtentechnik und die linguistische Informationstheorie sich seit Jahren vor allem von der mathematischen Seite her mit den Fragen beschäftigen, die mich hier interessieren. Mir ist auch bekannt, welche Rolle Begriffe wie Entropie und Redundanz bei der Erfassung der nach Wahrscheinlichkeitsregeln verlaufenden Selektions- und Restriktionsvorgänge im sprachlichen Informationsfluß spielen⁴. Aber mir scheint es doch wichtig, die den Satz steuernden und regelnden Faktoren einmal ohne mathematisch-technische Voraussetzungen so zu beschreiben, daß der sprachlich interessierte Laie ebenso wie der Lehrer und Schüler zu folgen vermag.

Bei dem Beispielsatz, den ich aufgreifen möchte, handelt es sich um den von L. Weisgerber in einer kleinen Monographie behandelten Satz: *Er klopfte seinem Freunde auf die Schulter*⁵. Weisgerber hat diesen Satz in vier Analyseschritten, die er „gestaltbezogen“, „inhaltbezogen“, „leistungbezogen“ und „wirkungbezogen“ nennt, analysiert und ist dabei zu einer Interpretation des zugrundeliegenden Satzbauplanes gelangt, die ganz bestimmte inhaltliche Besonderheiten dieses Typs sichtbar

³ Wochenendtagung in Düsseldorf-Kaiserswerth am 11./12. 2. 1967.

⁴ Vgl. z. B. K. Kupfmüller. Die Entropie der deutschen Sprache, in: Fernmeldetechnische Zeitschrift 7, 1954, S. 265–272, und den gut informierenden Beitrag von G. Ungeheuer, Language in the light of information theory, in: International Social Science Journal 19, 1967, S. 96–106, mit weiteren Literaturangaben.

⁵ L. Weisgerber, Die ganzheitliche Behandlung eines Satzbauplanes. Er klopfte seinem Freunde auf die Schulter (= Beiheft zum Wirkenden Wort 1), Düsseldorf 1962.

macht, Besonderheiten, die schon in den Nachbarsprachen nicht in dieser Form vorhanden sind. Dazu gehört z. B. die Eigenheit, daß es sich bei dem Dativ stets um einen belebten Gegenstand, d. h. eine Person oder ein Tier bzw. ein von Personen betriebenes oder besetztes Fahrzeug handeln muß. (Möglich ist also z. B.: *Der Personenzug fuhr dem Güterzug in die Flanke*, aber nicht: *Die Sonne schien den Häusern auf die Dächer*). Die von Weisgerber ermittelten Befunde haben nun A. Hoppe als Leiter der Bonner Arbeitsstelle für linguistische Maschinenübersetzung (Limas) gereizt, die Frage der maschinellen Übersetzbarkeit dieses Satztyps zu prüfen. Das aufschlußreiche Ergebnis ist als Aufsatz mit dem Titel „Die maschinelle Übersetzung von sprachlichen Inhalten, die nicht ausgesprochen werden“ in der Zeitschrift „Sprache im technischen Zeitalter“ erschienen und wird auch in das von A. Hoppe geplante Buch „Kommunikative Grammatik“ eingehen⁶.

Hoppe zeigt hier, wie man durch eine kombinierte und reversible Form- und Inhaltsanalyse dieses Satzes und seiner Feldnachbarn alle beteiligten inhaltlichen Faktoren, und zwar auch die formal nicht ausgedrückten, ermitteln und in einer metalinguistischen Faktorenformel mit anderen Mitteln der deutschen Sprache so umformulieren kann, daß ein Anschluß an die sinnächste französische oder englische Satzentsprechung ohne weiteres möglich wird. Hoppe weist nach, daß es im Deutschen, analog zu unserem Beispielsatz, 34 benachbarte Zuwendplan-Modelle gibt, in die alle möglichen deutschen Zuwendsätze eingeordnet werden können. Nach einer Auszählung der hierfür in Frage kommenden deutschen Verben gelangt er zu insgesamt 714 Zuwendätzen bzw. Zuwend-

⁶ STZ 1967, 266–284. Einzubeziehen sind auch die Aufsätze von A. V. Isačenko, Das syntaktische Verhältnis der Beziehungen von Körperteilen im Deutschen, und M. Bierwisch, Eine Hierarchie syntaktisch-semantischer Merkmale, (= *Studia Grammatica* 5), 1965, S. 7–27, und 29–86, die bestimmte Seiten des Problems aus der Sicht der generativen Grammatik behandeln und zeigen, was auf diesem Wege zu erreichen ist. Die Absicht, ganz innersprachlich zu argumentieren, rein linguistische Gründe aufzuweisen und ohne Berücksichtigung des „Denotatbereiches“ auszukommen, erweist sich bei näherer Prüfung allerdings als undurchführbar, denn die Möglichkeit eines Urteils über die Zulässigkeit bzw. Nichtzulässigkeit einzelner Transformationen setzt letzten Endes eine Einsicht in die durch die Sprache erfaßten außersprachlichen Zusammenhänge voraus. Mensch, Sprache und Welt stehen in einem so engen dialektischen Wechselbezug, daß das „Spracheigentümliche“ nur erkannt werden kann, wenn man über die Sprache hinausblickt. „Reine“ Linguistik im strengen Sinne ist daher eine *Contradictio in adiecto*.

phrasen. Besonders 5 Muster dieses Satztyps rücken ins Zentrum seiner Analyse, die durch folgende Beispielsätze vertreten werden:

- 1) *Die Schwester half dem Patienten.*
- 2) *Die Schwester verband dem Patienten die Hand.*
- 3) *Die Schwester legte dem Patienten die Hand auf die Schulter.*
- 4) *Die Schwester klopfte dem Patienten auf die Schulter.*
- 5) *Die Schwester war dem Patienten behilflich.*

Hoppe hat mit dieser meisterhaften sprachwissenschaftlichen Satzanalyse alle Komponenten erfaßt, die bei der Maschinenübersetzung zu beachten sind, d. h. alle Komponenten, die aus den gegebenen Sprachstrukturen durch Form- und Inhaltsanalyse entnommen werden können. Es ist klar, daß alle darüber hinausgehenden Gesichtspunkte, etwa psychologischer und soziologischer Art, die mit dem Gebrauch dieser Sätze zusammenhängen und die außerhalb der Reichweite der für die Maschinenübersetzung vorgesehenen Rechenanlagen liegen, ausgeschlossen bleiben müssen. Um so wichtiger ist es, auch diese mitbeteiligten Faktoren noch aufzusuchen, um zu einer erschöpfenden Beschreibung zu gelangen.

Zu der folgenden Analyse ist zu bemerken, daß sie zwar vom Sprecher ausgeht, aber, dem Titel dieses Aufsatzes entsprechend, den Akzent mehr auf die Seite des verstehenden Hörers legt, also als „hörerbezogen“ bezeichnet werden darf. Eine „sprecherbezogene“ Darstellung hätte davon auszugehen, daß der Sprecher in der Regel weiß, was er sagen will. Für ihn steht der Sinn des Satzes und damit der Inhalt der den Satzrahmen füllenden Wörter im voraus fest, es sei denn, er beuge sich in jenem Kleistschen Stadium der „allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden“, bei dem der noch unentschlossene Sprecher in den Sog einer bereits leichtfertig begonnenen Periode geraten kann und nun gezwungen ist, „dem Anfang auch ein Ende zu finden“. Hier kann die Sprache bzw. der Satzbeginn eine unerwartete Führkraft gewinnen und den Gedanken in eine Bahn treiben, die am Ende den Sprecher selbst überrascht. Er wird so gleichsam sein eigener Hörer und bemerkt mit Verwunderung, was er da sagt.

Wenden wir uns nun aber der eigentlichen Darstellung zu: Wenn ein Sprecher vor deutschsprachigen Hörern die Lautung betont [e:ɾ], unbetont [er], in progressiver Transkription [ʔe:ɳ] (er) erzeugt, darf er sicher sein, daß dies als eine sprachliche Äußerung verstanden wird, als eine sinnvolle Verknüpfung einer Sprachlautung mit einem Inhalt, d. h. eine Einheit

der deutschen Sprache. Mit anderen Worten: Es handelt sich um ein deutsches Wort – und nicht etwa um einen nichtssagenden, an niemanden gerichteten unbestimmten Affektlaut. Verstünden die Hörer kein Deutsch, so wäre dies nicht der Fall, es sei denn, in ihrer Sprache gäbe es ein gleichlautendes Sprachelement.

Mit dieser sehr trivialen Feststellung wird man beginnen müssen, wenn man nach den vorauszusetzenden Bedingungen der Möglichkeit des Verstehens unseres Beispielsatzes fragen will. Dabei überspringen wir bereits die weitere ebenso selbstverständliche Vorbedingung, daß es sich um normalsinnige sprachbesitzende Menschen handeln muß. *Er* wird verstanden als ein Sprachelement, das normalerweise einen Gegenstand vertritt, von dem bereits vorher die Rede war und zwar so, daß der Anschluß auf den vorher erwähnten Bezugspunkt eindeutig ist. Wer als Deutschsprachiger *er* sagt, also das äußert, was wir aus der Schulgrammatik als 3. P. Sg. Nom. des bestimmten Personalpronomens kennen, weckt die Einstellung auf eine bestimmte Aussagerichtung, die durch das Folgende bestätigt werden muß. Die Kategorien, die mit *er* gegeben werden, sind keineswegs leicht zu begründen. Wer *er* sagt, ist in dem Formenkreis der deutschen Sprache zu Hause, den man den nominalen nennt, in dem es 3 Klassen, masc., fem., neutr., gibt sowie die Unterscheidungen von Sg. und Pl. und zwar in den 4 Kasus Nom., Gen., Dat. und Akk.

Wer *er* sagt, wählt aus einem erlernten Paradigma, das über 32 Formen verfügt, eine bestimmte Form; mit dieser Wahl von *er* schließt er die übrigen 31 Formen aus. Wer *er* sagt, weiß, daß er sich damit auf belebte männliche Wesen beziehen kann, aber auch auf unbelebte Gegenstände, die ohne einsehbaren Grund grammatisch derselben Genusklasse angehören. Die Kategorien belebt/unbelebt, männlich/weiblich/sächlich verdanken ihr Dasein in der Sprache sicher der gedanklichen Begegnung mit tatsächlich gegebenen außersprachlichen Phänomenen, z. B. den Geschlechtsunterschieden höherer Lebewesen. Aber ihr Vorhandensein in der Sprache ist ein linguistisches Faktum, dem auch unabhängig vom außersprachlichen Hintergrund Wirklichkeit zukommt. Deshalb halte ich auch die Beibehaltung von Kategorien wie unbelebt/belebt in sprachlichen Untersuchungen für unbedenklich, wenn man die Zusammenhänge durchschaut hat.

Wer *er* sagt, kann bei entsprechender Intonation bereits eine geschlossene Äußerung intendieren, etwa eine Antwort auf die Frage: *Wer hat*

das getan? In diesem Falle vertritt *er* eine vorher in Rede stehende Person oder weist auf einen anwesenden Menschen hin (es könnte sich unter besonderen Umständen auch um ein Tier, etwa einen Hund handeln). *Er* steht in dem in diesem Fall im Deutschen geforderten Nennkasus, dem Nominativ. Daß ein so isoliertes *er* sich auf einen nicht belebten Gegenstand beziehen könnte, ist nicht sehr wahrscheinlich, weil sich kaum eine Veranlassung ergibt, die Beziehung zu einer Sache in dieser betonten Weise herzustellen. Ein solcher Rückbezug ist da hingegen sofort möglich und naheliegend, wenn *er* nicht isoliert, sondern als Satzangfang auftritt, d. h. mit „offener“ Intonation einen Aussagesatz eröffnet. Der Hörer weiß in der Regel, wer mit *er* gemeint ist, seine Erwartung ist darauf gerichtet zu erfahren, was von diesem in Rede Stehenden weiter ausgesagt werden soll. Mit diesem stets vorgegebenen Situations- bzw. Kontextzusammenhang sind die Möglichkeiten dessen, was folgen kann, schon erheblich eingeschränkt.

Handelt es sich um eine Person, die mit dem *er* wieder aufgenommen wird, so dürfen nur Prädikationen folgen, die einer Person zuerkannt werden können. *Er* fordert in der Regel eine folgende finite Verbform, die formal bereits als 3. Sg. festgelegt ist. Über das zu erwartende Tempus und den Modus kann der Kontext auch bereits vorentschieden haben, er braucht es aber nicht. Die Erwartung einer finiten Verbform in der 3. P. Sg. wird in unserem Beispiel bestätigt durch das folgende *klopfte*.

Was geschieht in diesem Augenblick?

Klopfen ist dem Deutschsprachigen als ein Verbum vertraut, das auf eine iterative Bewegung hindeutet, die in der Regel einen belebten Urheber hat und zudem einen beteiligten Körperteil und häufig auch ein Instrument impliziert. Normalerweise wird es sich um einen menschlichen Urheber handeln. In diesem Fall ist so gut wie immer die menschliche Hand mitgesetzt. Zwar kann auch ein Vogel mit seinem Schnabel ans Fenster klopfen, auch mag man metaphorisch sagen können, daß der Wind – etwa mittels des Fensterladens – an die Scheibe klopft, aber solche Fälle sind sicher als seltene Ausnahmen zu betrachten. Man kann auch von einem Motor sagen, daß er klopft, aber dieses besondere Klopfen gehört eigentlich schon in die Fachsprache des Maschinenkundigen. Wer da klopft, dürfte in der Regel ein Mensch sein, das wird auch der erwarten, der nicht weiß, worauf *er* zurückweist, sondern nur die Mitteilung *er klopfte* empfängt.

Die Form *klopfte* gibt noch weitere Bestätigungen:

1. Durch die Personalendung *-te* wird die vorausweisende Erwartung, die *er* eröffnete, erfüllt, die kongruierende bzw. redundante Endung schließt einen ersten Funktionskreis. Man könnte hier durchaus im kybernetischen Sinne von einer Rückkoppelung sprechen.
2. Das Tempuszeichen *-te* situiert die Handlung in ein bestimmtes Erzählfeld, es kann einen bereits angesponnenen Faden weiterspinnen, aber auch eine neue Perspektive eröffnen.

Zeitliches, d. h. ein Hinweis auf Vergangenes ist in den meisten Fällen impliziert, auch wenn reichlich kühn behauptet worden ist, daß Tempus nichts mit Zeit zu tun habe, und tatsächlich Sonderfälle möglich sind, wo die Präteritalform nicht auf Vergangenes hinweist⁷.

Er klopfte wäre wiederum, mit entsprechender Intonation, als geschlossene Aussage möglich, etwa als Antwort auf die Frage: *Was machte er (da)? Was klopfen* in diesem Falle genau bedeutet, hängt vom Kontext ab. Lautet dieser: *Endlich stand er vor der Tür der Geliebten. Er klopfte* . . . , so wissen wir, daß *anklopfen* gemeint ist, wobei aber gleich vor dem Irrtum gewarnt sei, als „erschaffe“ der Kontext diesen bestimmten Verbinhalt, als mache er dieses *Klopfen* zum *Anklopfen*. Vielmehr, und das ist wichtig, hilft dieser Kontext lediglich, das vom Sprecher im voraus gemeinte und vom Hörer auch in diesem Sinne spontan verstandene *Klopfen* als *Anklopfen* zu identifizieren.

Was kann folgen, wenn die Satzintonation noch eine Fortsetzung der Aussage erwarten läßt? Vernachlässigen wir einen Augenblick den Umstand, daß der vorangegangene Text die Möglichkeiten bereits in mehrfachem Sinne eingeschränkt hat, so wären von *er klopfte* allein aus mehrere Fortsetzungen denkbar, z. B. könnte Ziel der Aussage ein Akk. Objekt sein, etwa *den Teppich, den Takt, Steine* o. ä.

Sicher nicht trivial ist die Feststellung, daß in diesen Fällen, von unserem analysierend vorrückenden Blickpunkt aus, mit jedem dieser möglichen Objekte das *Klopfen* in seiner Geltung verändert wird und damit zugleich auch andere Instrumente impliziert sein können. Den Teppich dürfte er mit Hilfe eines Teppichklopfers klopfen, den Takt vermutlich mit einem Taktstock, Steine mit einem Hammer, usw. Sowohl die In-

⁷ Vgl. H. Weinrich, *Tempus. Besprochene und erzählte Zeit*, Stuttgart 1964, ein Buch, in dem diese und eine Reihe weiterer radikaler Behauptungen aufgestellt worden sind, die den Widerspruch des Sprachwissenschaftlers herausfordern.

tention wie die Art der Tätigkeit wird dabei eine andere. Es wäre durchaus denkbar, daß man in einer anderen Sprache zum Ausdruck der hier gemeinten Tätigkeiten verschiedene Verben einsetzen müßte, so daß aus solcher sprachvergleichenden Sicht deutlich mehrere homonyme dt. *klopfen* zu unterscheiden wären, ein Umstand, den eine kontrastive Grammatik zu berücksichtigen hätte. Wichtig ist, daß durch das jeweils folgende Wort im Satz rückwirkend der Sinn des vorangegangenen nicht etwa nur modifiziert, sondern sogar völlig verändert werden kann. Freilich ist das Ausmaß solch rückkoppelnden Umwertens im tatsächlichen Sprech- und Verstehensakt durch den Erwartungshorizont der Sprechsituation bereits begrenzt. Wir werden nicht etwa andauernd in völlig unerwartete neue Sinnrichtungen geworfen, die uns auf die Dauer geistig in unzumutbarer Weise überlasten würden. Lehrreich bleibt indessen, diesen Regelungsprozeß, dem wir als Sprecher wie als Hörer aktiv vollziehend und zugleich passiv aufnehmend unterworfen sind, einmal in dieser expliziten Weise sichtbar zu machen. Man bemerkt dabei bestimmte „kritische“ Stellen, an welchen eine solche „Umpolung“ der Sinnbezüge eintreten kann.

In unserem Satz folgt als nächstes Satzglied *seinem Freunde*. *Klopfte* hatte auch eine solche Fortführung offen gehalten. Schon nach der Verlautbarung von *seinem* tritt wiederum eine inhaltliche Veränderung der vorangegangenen Glieder ein. Rückwirkend wird nun die Sinnkoppelung *Teppich* oder *Steine klopfen* unwahrscheinlich, wenn auch noch nicht ganz unmöglich. *Seinem* stellt den Bezug zum vorangegangenen *er* her (nur in einem sehr künstlich konstruierten Fall könnte *seinem* sich auch auf eine andere Person als die im Subjekt genannte beziehen), *seinem*, als Dativ Sg. gekennzeichnet, fordert eine Ergänzung im gleichen Kasus und Numerus. Das zu erwartende Substantiv hat Dativ masc. oder neutr. Sg. zu sein, durch das vorangegangene *er klopfte* ist die Wahl dieses folgenden Substantivs stark eingeschränkt. Es muß sich um einen Gegenstand bzw. um eine Person handeln, die durch *seinem* als dem persönlichen Umkreis von *er* zugehörig oder nahestehend vorgestellt wird. Hatte *klopfte* schon sämtliche anderen Formen von *klopfen* und darüber hinaus alle übrigen deutschen Verben ausgeschlossen, so schließt *seinem* die übrigen Possessivformen aus, die anschließbar wären (etwa *ihrem*, wodurch ein anderer Personalbezug hergestellt sein könnte), während es weitere adjektivische Ergänzungen zum folgenden Substantiv noch zuläßt.

Das folgende *Freunde* bestätigt formal und inhaltlich seine Zugehörigkeit zu *seinem*, es bestätigt zugleich rückwirkend, daß es sich bei *er* um eine lebende Person handelt, die diese Tätigkeit einem anderen „zuwenden“ kann. Als fertiger Satz wäre *er klopfte seinem Freunde*, wie L. Weisgerber in seiner Analyse ausführt, ebenfalls denkbar, allerdings doch wohl unter seltenen situationsbedingten und auch landschaftlich sprachbedingten Voraussetzungen: Ein Mann hat seinem Freunde, der im Nebenzimmer schläft, versprochen, ihn durch ein Klopfzeichen zu bestimmter Zeit zu wecken. Von ihm könnte man sagen: *Er klopfte seinem Freunde*, wobei *klopfen* im Sinne von ‚durch Klopfzeichen wecken‘ zu verstehen wäre. Unsere Aussage geht jedoch weiter.

Durch das folgende *auf* treten wiederum eine Reihe wichtiger Veränderungen ein. Die Weiche des Verstehens wird erneut in eine andere Richtung gelenkt. Schon kann sich die tatsächlich realisierte Redewendung *einem auf die Schulter klopfen* dem Sinnverständnis aus dem Zusammenhang heraus aufdrängen, aber obligatorisch ist das in dieser Realisationsphase noch nicht. *Er klopfte seinem Freunde auf* fordert zunächst eine Ergänzung, die der Gerichtetheit der Präposition *auf* entspricht, d. h. es ist ein folgendes Satzglied zu erwarten, das ein Substantiv im Akk. Sg. oder Pl. enthält, vermutlich mit Artikelbegleitung, es wäre zur Not auch ein Dativ denkbar, allerdings mit anderem Satzschluß (etwa, wenn auch recht unwahrscheinlich, *er klopfte seinem Freunde auf der Schulter herum*). Das Satzscharnier *auf* öffnet die Erwartung auf eine nominale Ergänzung hin, das folgende *die* schränkt die Möglichkeiten sofort wieder ein auf ein Substantiv Sg. fem. oder auf einen Pl. von noch unbestimmtem Genus. Auch das *klopfen* bleibt von dieser Richtungsänderung nicht unberührt: Wer seinem Freunde auf etwas klopft, wird es kaum mit einem Hammer oder Teppichklopfer tun, zumal der Zusammenhang erwarten läßt, daß das Klopfen die Person des Freundes unmittelbar körperlich treffen wird.

Nicht zu vergessen ist, daß durch den Inhalt von *Freund* das bisherige Sinngefüge erneut eingegrenzt wird. Wer *Freund* sagt, schließt *Feind* und darüber hinaus sämtliche anderen Substantiva der deutschen Sprache an dieser Stelle aus. Er sagt Bestimmtes über das Verhältnis des *er* zu dem mit *seinem* geforderten Gegenstand im Dativ Sg. aus. Als wahrscheinlich kündigt sich hier bereits eine Geste an, die eben nur unter Freunden sinnvoll und gestattet ist. Auch diese Feststellung ist, wie wir gleich sehen werden, nicht belanglos.

Auf die Schulter schließt in unserem Falle den Satzbogen, bringt die Aussage zu einem sinnvollen Abschluß, erfüllt einen bestimmten in unserer Sprache üblichen Satzbauplan.

Schulter verweist dabei auf einen Körperteil, der durch die Angabe der „Zuwendgröße“ *seinem* als *dem Freunde*, und nicht etwa als dem *er* zugehörig erwiesen wird. Sollte die eigene *Schulter* des Klopfenden gemeint sein, hätte es reflexivisch heißen müssen: *Er klopfte sich auf die Schulter*, was zwar recht ungewöhnlich, aber nicht unmöglich wäre, und auch den Gesamtsinn des Satzes verändern würde: Er hat sich vielleicht den Arm verrenkt und hofft den Schaden zu beheben, indem er sich (mit einer Hand) auf die (andere) *Schulter* klopft. *Schulter* selbst ist sprachlich als Ortsangabe nicht unproblematisch. Was eine *Schulter* ist, ergibt sich aus der Gliederung der Körperteile in der deutschen Sprache, aus dem Felde also.

Schulter ist abzugrenzen gegen *Hals*, *Oberarm*, *Brust*, *Rücken*, eine uns vertraute Gliederung, die keineswegs in jeder Sprache so gegeben zu sein braucht. Dadurch, daß dieses Substantiv im Akk. Sg. erscheint, ist der Sinnzusammenhang dahingehend eingeschränkt, daß nur eine *Schulter* von dem Klopfen erreicht wird, und zwar, das wäre noch zu ergänzen, mit der flachen rechten Hand, was freilich nicht ausgesprochen wird. Was dieser Satz als Ganzes besagt, das wollen wir gleich noch näher zu bestimmen suchen:

Blicken wir zunächst auf den geschilderten Formulierungsprozeß zurück, so dürfen wir sagen: alle aufeinanderfolgenden Wörter stellen jeweils eine einschränkende positive Auswahl aus einer unbestimmten Anzahl potentiell möglicher Vertreter der jeweils in Frage kommenden Wortkategorien und Formen dar und schließen zugleich sämtliche nicht gewählten Vertreter und deren Formenkreise aus, die aber deshalb doch als sinnstützender sprachlicher Hintergrund *ex negativo* mitbeteiligt sind. Das gilt natürlich besonders für die unmittelbar konkurrierenden Feldnachbarn. Die Möglichkeiten des potentiell Wählbaren nehmen mit jedem hinzutretenden Element rasch ab, bis sie am Satzende gleich Null werden.

Jede artikulierte Form weist fordernd und steuernd auf die kommende voraus und bedarf der rückwirkenden rückkoppelnden Bestätigung, um einen ungestörten Gedankenfortgang im eröffneten Satzrahmen zu gewährleisten. Wer deutsch als Primärsprache spricht, dem ist dieser selektive Prozeß aus ständiger Erfahrung so vertraut, daß er jeweils nur

bestimmte Möglichkeiten erwartet, und der Sprachgebrauch beweist, daß er in solcher Erwartung selten getäuscht wird.

Die Möglichkeiten werden durch das Vorhandensein erlernter und gebräuchlicher Sinnkoppelungen, zu denen auch Redewendungen usw. gezählt werden müssen, erheblich eingeschränkt. Zwei solcher fester Wendungen können gemeint sein, sobald der Satz bis zu *auf die* gelangt ist. Es besteht, von der lautlich-formalen Seite her gesehen, die Möglichkeit, daß es weitergeht: *auf die Finger* oder *auf die Schulter*. Im ersten Falle erweist sich *die* als Artikel im Akk. Pl., und der Sinn der Gesamtwendung ist der einer wirklichen oder auch metaphorischen Zurechtweisung, die wahrscheinlich als „Mittel und Werkzeug“ ebenfalls die Hand impliziert. Einem Freunde allerdings auf die Finger zu klopfen, wäre wohl recht ungewöhnlich; früher mochte der Lehrer so real mit einem schlechten Schüler verfahren, heute würde man wohl eher metaphorisch mit einem unliebsamen Zeitgenossen und nicht gerade mit einem Freunde so umgehen wollen.

Die Berechtigung, jemandem real und metaphorisch auf die Finger zu klopfen, impliziert in der Regel eine Art Vorgesetztenverhältnis, sie ist jedoch auch unter Gleichgestellten gegeben, kaum aber wird der Satz vorkommen: *Der Schüler klopfte seinem Lehrer auf die Finger*. Mit anderen Worten: Diese Redewendung gehört in einen bestimmten „sozialen Kontext“, sie hat in einem bestimmten Umkreis gesellschaftlicher Verhaltensweisen ihren bestimmten Stellenwert, der in den Bereich der Strafe oder Zurechtweisung deutet.

Nicht anders steht es nun auch mit der in unserem Beispielsatz realisierten Sinnkoppelung: *jemandem auf die Schulter klopfen* kann man im Grunde nur, wenn man sozial mit dem Partner auf gleicher Stufe steht oder wenn man ihm übergeordnet ist. Unter Gleichgestellten kann eine solche Handlung Ausdruck von Anerkennung, Aufmunterung, Freude und Mitgefühl sein, richtet sie dagegen ein Höherstehender an seinen Untergebenen, so kann auch Gönnerhaftigkeit, u. U. sogar etwas Herablassendes mit im Spiele sein. Unmöglich erscheint, daß ein Untergebener seinem Vorgesetzten auf die Schulter klopfet. Wenn ein Musketier seinem General auf die Schulter klopfet, dürfte nach bisherigen Maßstäben der Krieg verloren sein. Selbst Kindern im schulpflichtigen Alter ist diese Bedeutungsnuance durchaus vertraut: Meinen sechsjährigen Sohn fragte ich, ob er seiner Lehrerin auf die Schulter klopfen kann. Nein! antwortete er spontan. Weshalb nicht: Das tut man nicht! Das

Umgekehrte hätte er wohl als Belobigung aufgefaßt. Es sollte nicht unerwähnt bleiben, daß man auch einer Frau, sei sie auch eng befreundet, kaum auf die Schulter klopfen wird, es sei denn, es handle sich um unkonventionelle Umgangsformen, wie sie unter Sportskameraden üblich sind. Takt und Hochschätzung der Frau gegenüber verbieten das jedoch im normalen gesellschaftlichen Verkehr. Selbst der eigenen Frau gegenüber könnte man dies als eine etwas saloppe, unangemessene Handlungsweise empfinden. *Jemandem auf die Schulter klopfen* hat sein Sinnzentrum, seinen Gebrauchsschwerpunkt unter Männern: als Ausdruck einer Freundschaftsgeste wird es am häufigsten verwendet.

Diese Geltung ist der Wendung innerhalb des Feldes der Sprachmittel, die die zwischenmenschlichen und zwar insbesondere die freundschaftlichen Beziehungen regeln, zugewachsen. In diesem Sinne wird sie bereits nach meinen Erfahrungen von fünf- bis sechsjährigen Kindern verstanden. Das besagt aber, daß die Voraussetzungen des Verstehens bereits gegeben sind, bevor der Prozess der Spracherlernung abgeschlossen ist. Es zeigt sich bei näherer Nachprüfung, daß in diesem Stadium keineswegs alle Formen der in diesem Satz beteiligten Paradigmen bereits erlernt zu sein brauchen. Ein Kind, das diesen Satz richtig verwendet und versteht, braucht neben *er* nicht etwa auch schon *seiner*, *ihrer* usw. zu kennen. Die Auswahl erfolgt aus einem recht begrenzten Formeninventar. Das gilt auch für die sonstigen Kategorien, die in unserem Beispielsatz gewählt bzw. ausgeschlossen werden.

Er / klopfen / sein / Freund / auf / die / Schulter sind alles Sprachelemente, die einem Kinde schon recht früh vertraut sind, wenn es sie auch nur in bestimmter Anwendung kennt und keineswegs alle zugehörigen Formen beherrscht. So ist sicher, daß der Inhalt von *Freund* noch nicht die Bedeutsamkeit hat, die der Erwachsene damit verbindet. Es genügt für das Kind, an den nächsten Spielgefährten dabei zu denken. Die beteiligten Steuerungs- und Regelungsmechanismen im Aufbau und Ablauf des artikulierten Sinngefüges liegen ebenfalls bereits im Umkreise kindlichen Sprachverstehens. Die grundlegenden Sinnkreise (*er / klopfte*) – (*seinem / Freunde*) – (*auf / die / Schulter*) mit ihren Kongruenzbedingungen sind dem Kinde aus zahlreichen analogen Gebrauchsweisen schon so vertraut, daß die gesamte Redewendung als Ganzes zwanglos als neue Einheit hinzugelernt werden kann, ohne jede bewußte Analyse und Synthese. Wenn aber auch der Satz im Sinne der Anwendung einer fertigen Sinneinheit mit Stellen- und Eigen-

wert im Felde der Sozialgesten im zwischenmenschlichen Verkehr funktionieren mag, so behält unsere Schritt-für-Schritt-Analyse mit all ihren Implikationen doch ihre Berechtigung und ihren Aufschlußwert. Alle aufgezeigten Denk- und Sinnschritte bleiben Voraussetzung des Sprechens und Verstehens, wenn sie auch im praktischen Sprachgebrauch nie bewußt vollzogen werden. Die beteiligten Faktoren sind in verschiedenen Abschnitten des Spracherlernungsprozesses erworben worden, nun aber müssen sie gleichzeitig aktualisiert werden, wenn dieser Satz gesprochen und verstanden werden soll. Als sinnhaftes Beziehungsgefüge muß er in Analogie zu ähnlichen Fügungen aufgebaut werden, um dann dem Sprachschatz einverleibt und jederzeit abrufbar zu werden. Ein Sinngefüge mit vorausweisend fordernden Auswahlbeziehungen und mit rückweisenden, rückkoppelnden, redundanten Regelungen bleibt der Satz, auch wenn er als festes Muster verfügbar ist. Wie wichtig jedes einzelne Beziehungselement in diesem „wie von selbst“ ablaufenden Sprechakt ist, zeigt sich sofort, wenn die geringste formale Störung auftritt. Benutzte jemand eine einzige falsche Form wie **klopfter, seines, Freunden, des Schulter* o. ä., so würde der aufgeschreckte Hörer sofort merken, daß das Sinngefüge so unverständlich wird. Der Kontext kann den Erwartungshorizont schaffen, in dem diese Fügung gebräuchlich ist, aber er erzeugt nicht erst den Sinngehalt, welcher der Wendung als sprachlich vorgeformtem Pattern vor jedem individuellen Gebrauch innewohnt. Wohl nuanciert der Textzusammenhang die spezifische Bedeutung in der jeweiligen Situation, die dann auch die ungewohnte Aussage: *Der Soldat klopfte dem General auf die Schulter*, z. B. nachdem beide in Gefangenschaft geraten sind, sinnvoll macht und womöglich eine ironische Konnotation enthält.

Mit diesen Bemerkungen ist sicher noch nicht alles gesagt, aber doch der Blick für Zusammenhänge geöffnet, die bei der weiteren Satzfor schung beachtet werden sollten.

Konnten uns kybernetische Sehweisen helfen, die am Aufbau des Satzgefüges beteiligten steuernden und regelnden Beziehungen sichtbar zu machen und so eine bessere Einsicht in die Struktur des Sinnganzen zu gewinnen, so soll nun doch wenigstens angedeutet werden, inwiefern diese Prozesse zugleich auch dialektisch verstanden werden können und welche neuen Ausblicke sich aus dieser Sicht ergeben. Dialektik, wie wir sie hier verstehen wollen, ist ein Denken in Beziehungen, und zwar ein solches, das über rein formallogisches Denken hinausgeht und

außerdem nicht verwechselt werden darf mit rhetorischer oder gar bloßer sophistischer Diskussionskunst. Es handelt sich ebensowenig um ein Spiel des Intellekts, sondern nach Hegels Überzeugung um eine Denkform, deren Struktur derjenigen der Seinsgesetze entspricht⁸. Diese Denkform verbietet es, irgendeinen Gegenstand oder Begriff isoliert und in sich ruhend zu denken, sondern zwingt, ihn stets in Beziehung auf Anderes, zuvörderst auf seine eigene Negation zu sehen, von woher er erst Bedeutsamkeit gewinnt. So ist in dialektischer Sicht der logische Satz der Identität in der uns vertrauten Form $A=A$ nichts weiter als eine leere, nichtssagende Tautologie, die das Denken nicht weiterbringt⁹. Um aus dieser sterilen Formel herauszukommen, muß gesehen werden, daß A erst zu A wird, insofern es sich von anderem, das nicht-A ist, abhebt und unterscheidet. A ist also zunächst non-B, und dieses einzubeziehende B wird seinerseits ebenso erst zu B, indem es sich von A unterscheidet, also non-A ist. So wird A erst zu A durch seine Beziehung auf B und B erst zu B durch seine Beziehung auf A, d. h. beide sind nur möglich in gegenseitiger Beziehung und Rückbeziehung. Eines bedingt das andere und ist zugleich von ihm bedingt. Damit sind wir unversehens schon wieder bei unserer kybernetischen Sehweise und bei den Strukturen unserer Satzgefüge, die dem gleichen Denkprinzip gehorchen¹⁰. Es wird also kaum nötig sein, die Satzanalyse nochmals unter dialektischem Vorzeichen wiederzugeben. Wohl aber möchte ich noch eine dialektische Aussage Hegels über das Wort als Sprachelement heranziehen, die den bisher gewonnenen Horizont noch erheblich erweitert. Der nicht an Hegels schwierigen Stil gewöhnte Leser möge nicht ungeduldig werden, wenn er das folgende Zitat beim ersten Lesen nicht ganz versteht. Die Mühe nochmaliger Lektüre wird durch die zu gewinnenden Einsichten reichlich belohnt.

„Das Wort als *tönendes* verschwindet in der *Zeit*; diese erweist sich somit an jenem als *abstrakte*, d. h. nur *vernichtende* Negativität. Die *wahrhafte, konkrete* Negativität des Sprachzeichens ist aber die *In-*

⁸ Vgl. hierzu die klare Darstellung von E. Coreth, *Das dialektische Sein in Hegels Logik*, Wien 1952.

⁹ G.W.F. Hegel, *Wissenschaft der Logik*. Hrsg. G. Lasson, 2. Aufl. Hamburg 1934 (1963), S. 26 ff.

¹⁰ G. Klaus scheint mir den Kern der Sache richtig getroffen zu haben, wenn er in seinem Buch „*Kybernetik in philosophischer Sicht*“, 3. Aufl. Berlin 1963, schreibt: „Man kann die Kybernetik deshalb als experimentelle Dialektik bezeichnen“ (S. 200).

telligenz (selber), weil durch dieselbe jenes aus einem *Äußerlichen* in ein *Innerliches* verändert und in dieser umgestalteten Form *aufbewahrt* wird. So werden die Worte zu einem vom Gedanken belebten Dasein. Dies Dasein ist unseren Gedanken absolut notwendig. Wir wissen von unserem Gedanken nur dann – haben nur dann bestimmte, wirkliche Gedanken, wenn wir ihnen die Form der *Gegenständlichkeit*, des *Unterschiedenseins* von unserer *Innerlichkeit* – also die Gestalt der *Äußerlichkeit* geben –, und zwar einer *solchen* Äußerlichkeit, die zugleich das Gepräge der höchsten *Innerlichkeit* trägt. Ein so innerliches Äußerliches ist allein der *artikulierte Ton*, das *Wort*. Ohne Worte denken zu wollen . . ., erscheint daher als Unvernunft . . .¹¹⁾

Hegel rührt mit diesem sinnschweren Satz an das letzte Geheimnis der Sprache, ein Geheimnis, dem auch W. v. Humboldt immer wieder nachgespürt hat. Es geht um die Kernfrage, wieso der artikulierte Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig sein kann. Hegel spricht vom Wort, das als tönendes in der Zeit verschwindet, aber zugleich innerlich in veränderter Form als Gedanke aufbewahrt wird. Die Lautung verklingt, der mit ihr untrennbar verknüpfte Inhalt wird als geistiger Gegenstand verstanden und bewahrt. Sprache ist „tönender Sinn“ (W. v. Humboldt), unterschieden von allem anderen, was an unser Ohr dringt, „als Artikulation der Wirklichkeit gemeinte phonetische Artikulation“, wie J. Lohmann es ausdrückt¹²⁾. Die von F. de Saussure postulierte Untrennbarkeit von Lautung und Inhalt wird bei Hegel als ein dialektisches Bedingungsverhältnis von Äußerlichkeit und Innerlichkeit verstanden, das zugleich auf das umfassendere Beziehungsverhältnis von Sprache und Denken verweist. Freilich ist auch Hegels „Innerlichkeit“ noch kein Begriff, bei dem wir stehenbleiben dürfen. Bedenken wir, daß Lautung wie Inhalt neuronal gespeichert sein müssen, wenn sie beim Hören des Wortes abrufbar und verstehbar sein sollen, beachten wir ferner, daß das noch ungeklärte biologisch-chemische Geschehen in der Zelle wiederum als ein dialektisches Bedingungsverhältnis auf molekularer Ebene aufgefaßt werden kann, dann wird die Unzulänglichkeit der sog. Innerlichkeit überdeutlich. Gerade das dialektische Denkprinzip bewahrt uns davor, uns je bei einem polaren Begriff zu beruhigen, und es zeigt zu-

¹¹⁾ G. W. F. Hegel, System der Philosophie, 3. Teil: Die Philosophie des Geistes, Stuttgart 1929, Glockner, Bd. 10, S. 354.

¹²⁾ J. Lohmann, Philosophie und Sprachwissenschaft, Berlin 1965, S. 157.

gleich, daß alle Oppositionen, die unser Denken weithin beherrschen, angefangen vom dualistischen Gegensatz von Körper und Geist bis zu den beliebten Entgegensetzungen von Idealismus und Realismus, Idealismus und Materialismus usw. nicht mehr zu befriedigen vermögen. In dialektischer Sicht wird aus der ausschließenden Opposition eine komplementär-notwendige Ergänzung, die Opposition wird zur Korrelation, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß das Denken in Oppositionen bei der wissenschaftlichen Analyse nicht häufig unentbehrlich und überaus fruchtbar wäre.

Auf unsere Satzbetrachtung bezogen, lehrt uns die dialektische Sehweise, auch althergebrachte Oppositionen wie Subjekt-Prädikat, Subjekt-Objekt usw. stärker als sich gegenseitig bedingende Korrelationen zu sehen und so den Blick für die Eigenart des gesamten Sinngefüges zu schärfen. Die dialektische Betrachtungsweise kann auch hier voranhelpfen. Sie vermag zugleich den weiteren erkenntnistheoretischen Hintergrund zu erhellen, vor dem die sprachlichen Phänomene zu sehen sind. Hier muß es allerdings bei diesen wenigen Andeutungen bleiben.

Unser Versuch hatte vor allem den Zweck, sichtbar zu machen, welche komplizierte geistige Prozesse gewußt und gleichwohl unbewußt ablaufen, wenn wir sprechen und verstehen. Ohne Furcht vor Trivialitäten sollten die vielfältigen Steuerungs- und Regelungs- bzw. Rückkoppelungsvorgänge aufgezeigt werden, die jedes Sprachgeschehen bestimmen, auch wenn sie größtenteils unbemerkt bleiben. Darüber hinaus sollten auch die außersprachlichen Voraussetzungen und Bedingungen einbezogen werden, die das Verstehen eines Satzes erst ermöglichen. All diese Beziehungen und Bedingungen wird man beachten müssen, wenn man zu einer umfassenden und erschöpfenden Satzanalyse gelangen will. Es zeigt sich hier, wie unzureichend die Basis ist, von der aus viele Satzanalytiker operieren. Es mag ein legitimes Ziel sein, nur die in der Sprache selbst nachweisbaren Beziehungen zu erforschen, aber man sollte dabei nicht übersehen, daß man dies nur kann, weil man selbst im „Sinn“ einer Sprache steht, der durch außersprachliche Erfahrung vermittelt ist und weil man – wenn auch stillschweigend – voraussetzt, daß ein ähnlich vermittelter Sinn in den zu untersuchenden Sprachgebilden steckt. Es muß hier genügen, das Stichwort „hermeneutischer Zirkel“ zu erwähnen, um die ganze Problematik in Erinnerung zu bringen, die dabei zu berücksichtigen ist. Für die maschinelle Übersetzung werden die über das innersprachlich Gegebene hinaus-

weisenden Faktoren in dem Augenblick wichtig werden, wenn die Grenzen der Übersetzbarkeit abgesteckt werden müssen, und dies wird früher oder später nötig sein.

So hat unsere Betrachtung ergänzt, was L. Weisgerber in seiner Monographie zur ganzheitlichen Behandlung eines Satzbauplanes ausgeführt hat, und darüber hinaus die wichtigen zusätzlichen Beobachtungen, die A. Hoppe aus der Sicht des an maschineller Übersetzung interessierten Forschers hinzugefügt hat, vor den weiteren Hintergrund gestellt, vor dem sich sprachliches Verhalten in der Lebenspraxis abspielt.